

Architektur unter feministischer Perspektive.

Eine Diskussion als Einleitung

Teilnehmerinnen: Claudia Fürkas-Wright, Sigrid Gensichen, Andrea Gleining, Christiane Keim, Ulla Merle und Annegret Moehlenkamp

Das erste Heft zum Thema Architektur aus feministischer Perspektive entstand parallel zu den ersten Treffen des neugegründeten Arbeitskreises Architektur der Sektion Frauenforschung im Ulmer Verein. Ein Orientierungsgespräch am 29. September 1991 in Marburg über Forschungsstand, Methoden und mögliche Arbeitsfelder dokumentiert hier, anstelle einer Einleitung, eine breite Spanne von Ansätzen und Fragestellungen, in denen die Klärung theoretischer Fragen im Vordergrund stand.

Entsprechend war der Leitgedanke für die Konzeption des Schwerpunktteils, die Offenheit und Mehrschichtigkeit der derzeitigen Forschungssituation in der – keineswegs widerspruchsfreien – Zusammenstellung der Texte zum Ausdruck kommen zu lassen: So thematisiert Kerstin Dörhöfer die Bedeutung geschlechtsspezifischer Zuordnungen auch in der Ästhetik des neusachlichen Städtebaus, während Christine Jachmanns Bericht über den im Bau befindlichen IBA-Block 2 in Berlin, an dem sie selbst führend beteiligt ist, das Ausmaß restriktiver Auflagen, aber auch die Spielräume in heutiger Planungspraxis verdeutlicht.

Einen ganz anderen, subjektiven Zugang zum Thema Stadt finden Maja Lorbeck und Gerhild Stosch in der engen Verschränkung von Text und Fotografie am Beispiel der Stadt Graz.

Die Absicht, auch die Beiträge zur Architektinnengeschichte mit einer Architektin der jüngeren Generation einzuleiten, scheiterte aus Termingründen: Das geplante Interview mit Ingeborg Kuhler über ihren Bau des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim wird erst später erscheinen. Karin Wilhelm berichtet über eine der bekanntesten Pionierinnen in der Architektur, Lucy Hillebrand, während Sibylle Ehring-

haus den erstaunlicherweise erst in der jüngeren Literatur verkürzten Anteil von Marlene Poelzigs Werk im Rahmen des Ateliers Poelzig rekonstruiert. Carita Merenmies-Teuschls Feststellungen zur Arbeitsform finnischer Architektinnen etwa seit der Jahrhundertwende ermöglichen den Vergleich mit der Situation in Zentraleuropa.

Einen neuen Zugang zur Geschichte des Wohnens als der eines Prozesses der Vergegenständlichung menschlicher Interaktionen, deren materielle und symbolische Relikte das Substrat der Interpretation bilden, bietet Irene Nierhaus' Aufsatz über die „sichtbare Topologie der Geschlechter“ im bürgerlichen Wohnen im Wien des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.

Ein Literatur-Review von Ulla Merle und Berichte zu Veranstaltungen in Deutschland und den Niederlanden schließen den Schwerpunktteil ab. Eine umfassende Bibliografie ist für den nächsten Schwerpunkt Architektur in Vorbereitung.

Sigrid Gensichen (SG): Irene Nierhaus (Wien) hat in Ihrem schriftlichen Beitrag für unsere heutige Diskussion über eine Architekturgeschichte unter weiblichem Aspekt die Frage gestellt: Warum befassen wir uns jetzt erst mit diesem Thema, spät im Vergleich mit Malerei und Plastik? Als selbstreflexive Frage sollten wir sie an den Anfang der Diskussion stellen.

Ulla Merle (UM): Die anderen von Irene und mir schriftlich fixierten Fragestellungen betreffen folgende zwei Bereiche: 1. den Fragenkomplex zur Architektinnen-Geschichte, und zu anderen Formen weiblicher Raum-Produktion; 2. den Bereich der Manifestationen, d.h. der Reflexion, der Bedeutung und der Spiegelung gesellschaftlicher Verhältnisse in Architektur.

SG: Wir sollten mit einer weiten Definition von architektonischer Produktion arbeiten. Weibliche und männliche Planer, Bauer und Benutzer bringen alle Architektur hervor in dem Sinn, daß sie innerhalb eines gesellschaftlichen Kontextes und eines architektonischen Bestandes handeln. Architektur ist in diesem Verständnis nicht an Materie gebunden; sie umfaßt Handlungsräume und die in ihnen Handelnden als ihre Produzenten.

UM: Im Gegensatz zur Architektur impliziert der Begriff Raum für mich, daß die gebaute Umwelt in Beziehung zu Personen gesehen und gesetzt wird.

Andrea Gleining (AG): Sicher. Aber das ist problematisch, weil der Begriff Raum kaum eine eigene Architektur- oder kunsthistorische Untersuchungsgeschichte hat. Das Thema wird früh ausgegliedert in andere Disziplinen, die Sozialwissenschaften, Philosophie, Psychologie, und das bleibt im Wesentlichen so. Die Vermittlung des Begriffs in die Kunstgeschichte und zwischen Architektur und Kunstgeschichte ist nicht gelungen. In der Kritik der zeitgenössischen Architektur wird der Begriff „Raum“ zwar für wichtig erachtet, aber klare Aussagen fehlen. Aus der Philosophie kommenden Analyseansätze sind z.T. in die Debatte um die Postmoderne eingegangen, weitere Ansätze, wie der kulturalanthropologische und der lebensweltliche, stammen auch nicht aus Kunst- und Architekturgeschichte.

UM: Der traditionelle kunsthistorische Begriff „Architektur“ ist für uns nicht hinreichend tauglich, weil er einen ästhetischen Objektbegriff impliziert – die Betrachtung

der Bauten „von außen“, wie Bilder und Skulpturen – was sicher wichtig ist, auch für eine Ikonografie der Architektur, aber doch nur eine eingeschränkte Sicht.

SG: Mit dieser Feststellung beantwortest Du z.T. die eingangs gestellte Frage nach unserem späten Zugang zur Architektur: Ein Architektur-Begriff, der die weibliche Produktion im weitesten Sinn mit einschließen könnte, fehlt in unserem Fach, und vielleicht bereitet mancher Studentin die Differenz zwischen einem subjektiven, nur halb bewußten Begriff von Raum als be- und erlebtem, als sozialem Raum und dem im Studium vermittelten unterschwelliges Unbehagen und Unzugehörigkeitsgeföhle.

AG: Zumal diese weibliche Produktion meist eng mit der Wohnarchitektur verbunden ist, die ja lange am Rand der Forschungsinteressen stand.

SG: Gerade bei der Bearbeitung von zeitgenössischer Architektur kommt wohl noch ein Zweites dazu, das satzsaam bekannte Phänomen der Identifikation des Forschers mit dem Künstler, hier dem Typus des Künstler-Architekten. Frauen bekommen unterschwellig immer vermittelt, daß da auch ein Stück Genie-Geschichte geschrieben wird, die wegen der Technik-Nähe der Architektur besonders nachdrücklich männlich konnotiert ist.

Christiane Keim (CK): Das erklärt aber nicht, warum die Forschung den Raum so wenig einbezieht, oder die – auch für die Ästhetik wichtige – Wechselwirkung von Innen- und Außenraum und Fragen der Funktion.

SG: Das Interesse an der Funktion ist dann bei Architekten und Forschern da, wenn die Fragestellung eine tayloristische Dimension hat, d.h. großmaßstäblich, nach dem Modell von Produktionsprozessen geplant wird. Dieses Modell wurde ja auch in die Küchenforschung übertragen.

UM: Das stimmt nicht immer: Im 20. Jahrhundert schiebt das ökonomische Interesse die Umsetzung bereits vorliegender Küchenforschung in die Baupraxis an, während die theoretische Rationalisierung der Küche als Funktionsraum schon 1841 ff. (Catherine Beecher) geschah, sich aber mangels wirtschaftlicher Interessen nicht in der Praxis durchsetzte. Die Architektinnen des 20. Jahrhunderts forschten z.B. im Auftrag einer Energiebehörde, die Elektrogeräte entwickelte – Catherine Beecher tat das, um durch die Verzichtsmöglichkeit auf Dienstboten via Rationalisierung der Küchenarbeit die Sklaverei aufzuheben.

SG: Wie aber gehen wir mit der Architekturgeschichte vor Beginn der industriellen Revolution um, in der Architektinnen und Planerinnen de facto eine geringere Rolle spielen?

Annegret Moehlenkamp (AM): Es gibt da schon interessante Fragestellungen, wie die nach der Tradition der Orte von Frauen im Haus, im Schloß usw. – Architektur aus der Sicht von Frauen zum Thema machen, heißt, sowohl Wohnbaugrundrisse zu thematisieren, wie auch die von Kirchen, Schlössern und Rathäusern.

AG: Ja, es besteht die große Gefahr, daß eine „Frauen-Architekturgeschichte“ zur „Wohnungs- und Küchengeschichte“ verkürzt wird.

UM: Die eigentliche Gefahr liegt darin, daß die traditionelle Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit in der bürgerlichen Gesellschaft auf eine geschlechtsspezifische Trennung projiziert wird und wir Gefahr laufen, dieses Wissensmodell zu reproduzieren. Um das aufzubrechen, ist die Beschäftigung mit den männlich konnotierten

Bereichen wie dem öffentlichen Bauen nötig, was nicht heißt, daß wir die weiblich konnotierten verweigern. Die kunsthistorischen Quellen werden hier allerdings nicht weit führen und wir werden auf andere, wie literarische und volkskundliche, zurückgreifen müssen, für deren Erschließung multidisziplinäres Arbeiten sehr notwendig wird.

SG: Methodisch ist ein solcher Zugriff auf fachfremde Quellengruppen vollständig gerechtfertigt in der Sache selbst, denn diese öffentlichen Großbauten sind im Allgemeinen ohne Beteiligung von Frauen konzipiert und gebaut, und Frauen erscheinen dort überwiegend in Form männlicher Projektionen, so daß eine selbstbestimmte Präsenz des weiblichen Bevölkerungsteils in den Quellen ebenfalls nicht zu erwarten ist. – Ausnahmen, wie etwa Bauherrinnen, bestätigen die Regel.

AM: Man könnte fragen, ob sich möglicherweise über die Fürstinnen des 18. Jahrhunderts der Prozeß der Verbürgerlichung durchsetzte, so z.B. im Schloßbau, wo der Bereich der Fürstin derjenige war, in dem man legerer miteinander umging, als im Appartement des Fürsten und neue, bürgerliche Bedürfnisse nach Komfort sich eher durchsetzen konnten, wo nicht-standesgemäße Gäste an der Tafel zugelassen waren usw. Sicher geht der Wandel der Schloßgrundrisse zu komfortableren Formen auch darauf zurück.

SG: Bezüglich unserer eingangs aufgeworfenen Frage nach der Reichweite des Begriffs Architektur fällt mir auf, daß wir hier ganz selbstverständlich mit dem erweiterten Begriff von Architektur arbeiten – wir reden nicht über die Mauern, sondern von Gestaltungsweisen der Umwelt, die auch von Frauen ausgehen können, wie das fürstliche Zeremoniell und der bürgerliche Salon.

AM: Ja, die Mauern sind „männliche Setzungen“, und in der Gestaltung können sich die Frauen einbringen.

Claudia Fürkas-Wright (CFW): Das ist die Frage – viele der Wohnhäuser im Dritten Reich beispielsweise sind bis in kleinste Details durchgeplant worden von den Architekten und lassen keinen Spielraum für solche Gestaltung.

AM: Im Schloßbau des 18. Jh. sind die Funktionen zwar durch die Konzeption des Bauherrn bestimmt, aber tatsächlich schleichen sich andere Nutzungen ein, die vielleicht eher weiblichen Bedürfnissen entsprachen.

UM: Damit habe ich zwei Probleme: Erstens, daß wir mit dieser Ansicht evtl. dem kleinbürgerlichen „vom Haus zum Heim“-Topos aufsitzen. Zweitens möchte ich systematisch trennen zwischen Frauen und weiblich, da Weiblichkeit eine historische Kategorie ist. In der patriarchal verfaßten Gesellschaft ist Weiblichkeit daher auch das jeweils Andere, das Fremde, und in jeder Gesellschaftsform etwas anderes – und von da aus lassen sich vielleicht Alternativen denken und neue Konzepte.

SG: Gerade in der Architektur ist die Gefahr, den biologistischen Irrtum festzuschreiben, besonders groß, weil hier die traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Haus- und Wohnform z.B. der bürgerlichen Kleinfamilie für oft lange Zeiträume materiell fixiert wird. – Architektur verlängert so u.U. Familienkonzepte über die Dauer ihrer gesellschaftlichen Geltung hinaus.

CK: Im Wohnbereich lassen sich, anders als im Bereich des öffentlichen Bauens, die männlichen und die weiblichen Bedürfnisse und Zuordnungen relativ deutlich fest-

machen. In der „großen Architektur“, z.B. dem Kirchenbau, ist es dagegen sehr viel schwieriger zu sagen, wo Frauen erscheinen, ob sie überhaupt erscheinen.

UM: Geht das nicht von einem falschen Standpunkt aus? Daß nämlich männliche und weibliche Bedürfnisse sichtbar wären? Eine mögliche andere These ist, daß die Wohnung allein männlichen Bedürfnissen dient, Frauen dort nur als Arbeitskräfte existieren und ihre Bedürfnisse garnicht vorkommen. Dann wäre die Wohnung, ebenso wie der öffentliche Raum, ein Spiegel männlicher Bedürfnisse, Maßstäbe und Symbolisierungen, und Frauen wären überall ausgeschlossen.

CK: Ich denke eher, daß Frauen, mit welchen Vorbehalten auch immer, überhaupt nur im Wohnbereich faßbar sind, während für die Frage des Erscheinens von Frauen in öffentlichen Gebäuden, im städtischen Raum, erst Spurensuche betrieben werden müßte. Im Wohnbereich ist die Lage günstiger, was aber nicht heißt, daß hier die Bedürfnisse der Frauen berücksichtigt wären. – Sie kommen aber dort wenigstens vor. SG: Im repräsentativen Bereich kommen sie zwar durchaus vor, aber in fremdbestimmter Form. Zu fragen wäre: Wie verhielten und verhalten sich Frauen zu diesen Symbolisierungen?

– Eine kurze Zwischenbilanz: Ich denke, wir haben inzwischen einen Konsens über den Punkt, daß wir in methodischer Hinsicht die Architekturgeschichte traditionellen Zuschnitts verlassen müssen und wollen, was auch einen Zuwachs an methodischer Freiheit bedeuten kann.

CK: Irene sah darin, im Methodenkonservatismus der Kunstgeschichte und dem Fehlen anderer Leitbilder, einen Grund für unsere späte Befassung mit Architektur. Im Allgemeinen wurden an den Instituten tatsächlich keinerlei Denkanstöße gegeben – wie soll sich da bei Kunsthistorikerinnen ein Bewußtsein für Fragestellungen wie die unsrigen gebildet haben und bilden!

AM: Themenbereiche, die bisher als banal abqualifiziert wurden, sind inzwischen, nicht zuletzt über die Arbeiten der empirischen Kulturwissenschaftler, legitimiert.

SG: Ja, auch die, die den Bereich der Reproduktion betreffen, der auch deshalb abqualifiziert wird, weil seine Produkte ephemere sind – das Essen wird täglich gekocht und gegessen. Es sind Produktionen ohne Anspruch auf Dauer und Individualität – und das geht nicht mit dem gängigen Kunstbegriff zusammen.

UM: Ein solches „Gegenstandsproblem“ stellt sich auch in der Architektur: Über viele Bauten Julia Morgans ist wenig bekannt, weil sie – mit Hilfe historistischer Musterbücher – die Auftraggeber und künftigen Bewohner Form und Stil des Hauses selbst bestimmen ließ. Ihr Stil bestand also im Verzicht auf einen eigenen zugunsten der Auftraggeber-Bedürfnisse. Damit setzte sie Prioritäten, die den Vertretern der kunsthistorischen Suche nach einem „Stilwillen“ entgegenstehen. Ein durchaus interessanter Ansatz, keine Monumente, keinen Stil bauen zu wollen, der nicht schlechter bewertet werden sollte als die gängigen Formen phallischer Repräsentation in der Architektur.

CFW: In der Privatarchitektur des NS bleibt die Erfüllung individueller Wünsche, von der dort so viel die Rede ist, relativ untergeordnet, z.B. in Sepp Rufs Bauten; bestimmend ist vielmehr bis ins Detail der „fingerprint“ des Architekten.

SG: Sicher, trotzdem will ich einmal *advocata diaboli* spielen, im Einvernehmen mit

Marianne Pitzen, die die Neigung zeitgenössischer Architektinnen, nachgerade fürsorgliche Bewohner-Beteiligungsmodelle zu erarbeiten, kritisiert als ein sich aus der Verantwortung stehlen (in Eva und Co., Heft 21). Die Architektinnen sollen sich ihrer Meinung nach nicht allzu sehr hinter solche Fürsorgeleistungen zurückziehen, sondern selbst Stellung nehmen, auch zum Thema Stadt, zur Metropole.

CK: Ich erinnere mich an folgende Kontroverse auf der diesjährigen Berliner FOPA-Tagung: Soll man sich als Architektin/Planerin auf „Frauenthemen“ (Wohnbau, Kindertagesstätten etc.) beschränken oder sich in alle Architekturbereiche einmischen? Das ist eigentlich ein unauflösbares Problem, denn die soziale Kompetenz eignet Frauen qua Rollenzuweisung ja tatsächlich.

AG: Wie M. Pitzen finde ich auch, daß Architektinnen individuelle Handschriften und starke Ideen entwickeln sollen. Denn die Vorstellungen in den Köpfen von Sozialwissenschaftlern u.ä. über „Frauen-Architektur“ sind katastrophal und beschränken sich auf kleine harmlose Idyllen, warm, aus natürlichem Material, der Sonne zugewandt.

SG: Vielleicht würden mehr andere Konzepte hervorgebracht, wenn Frauen durch die aktive Nutzung der Außenräume mit diesen, mit der öffentlichen Architektur vertrauter wären und eigene Nutzungsinteressen entwickeln könnten. Solange sie im öffentlichen Raum unbehaust sind, sind von ihnen keine Konzepte voller schöpferischer Identität und Utopie zu erwarten. – Das Thema öffentlicher Raum ist bisher etwas zu kurz gekommen in unserer Diskussion.

UM: Bezüglich dessen haben wir alle einen massiven Sozialisierungsschaden; unsere Wahrnehmung des Raums wird sehr früh geschlechtsspezifisch polarisiert (wie in Kinderzeichnungen beider Geschlechter nachgewiesen), und es ist schwer, darüber später wegzukommen, sich Raum zu nehmen.

CK: Zweierlei hat sich in unserer Diskussion herauskristallisiert: Einerseits kann sich unserer Arbeit nicht in einer Architektinnen-Geschichte erschöpfen. Zweitens: die traditionellen Methoden reichen für uns nicht aus. Welche Methoden, Arbeitsbereiche wären also zu erschließen?

SG: Ein guter Ansatz ist es m.E., Bewohnerinnen methodisch den Planerinnen und Architekten/Innen gleichzustellen, d.h. mit einem erweiterten Begriff von Produktion zu arbeiten. Eine Aufgabe wäre es auch, die begrifflichen Collagen zum Thema Raum in den Konzepten zeitgenössischer Architekten auf ihren tatsächlichen Gehalt zurückzuführen.

AG: Ja, es ist abenteuerlich, was heutige Architekten über ihre eigene Architektur erzählen; ich denke auch an ältere Literatur, wie Bollnows „Mensch und Raum“ aus den 50er Jahren, das heute wieder durch die Köpfe geistert. Die Architekten sind unter Zugzwang geraten, ihre Architektur mit einer Philosophie zu unterlegen.

Ein wichtiger älterer Text zum Raum ist z.B. Gaston Bachelard, *Poetik des Raumes*, Frankfurt/Main 1987 (zuerst 1957).

UM: Wichtig ist auch, außer den Einlassungen der SchöpferInnen und den Werken selbst die kunsthistorische Architektur-Geschichtsschreibung zum Gegenstand der Untersuchung zu machen.

CK: Nicht nur die heutigen, auch die Architekten der 20er Jahre beispielsweise haben

z.T. hanebüchene Statements über ihre Gesellschaftsutopie von sich gegeben.

AG: Auch Tessenows Schriften sind in dieser Hinsicht interessant: Er schreibt, der Mann müsse lernen, sich dem Kleinen, der Beschaulichkeit, dem, was das „wertvolle Weibliche“ ausmache, zuzuwenden.

CK: Der Architekt Breuhaus hat in der Zeit des NS ein Haus für eine Auftraggeberin gebaut und genau beschrieben, was daran das „Weibliche“ sei. Er versuchte also, die Wünsche der Bauherrin in ein Weiblichkeitsschema zu interpretieren.

AG: A propos Bauherrin: sie ist immer die Dumme, die mit dem Schöner-Wohnen-Journal unter dem Arm daherkommt und die Architekten stört bei ihren ernsthaften Planungen. Es gibt z.B. eine entsprechende Notiz bei Wagenscheid, dem Architekten der Frankfurter Nordweststadt.

CK: Das gilt auch für die Architektinnen selbst, z.B. für Marlene Poelzig, zu deren Wohnhaus für die Familie Poelzig es eine Stellungnahme von ihr selbst und eine eines Mitarbeiters in Poelzigs Atelier gibt. Beide Interpretationen haben nichts gemeinsam; sie vergleicht ihre Arbeit mit Corbusier, grenzt ihre Gestaltungsweise gegen seine ab, setzt sich also in Bezug zum Architekten-Genie, während der Mitarbeiter den Bau als Haus der Hausfrau für die Hausfrau interpretiert.

UM: Ich möchte noch einmal die eingangs erwähnte Frage der Inter- oder Multidisziplinarität aufgreifen: Gerade die Kunstgeschichte hat bestimmte Gegenstände und Methoden, mit denen wir Ressourcen erschließen können, die z.B. im Architekturstudium und in der Soziologie fehlen; so die Sprache der Objekte: Wir können z.B. auch untersuchen, wie Räume in der Malerei u.ä. erscheinen.

SG: Ja, wir müssen uns methodisch auch abgrenzen. Insgesamt können wir als Kunsthistorikerinnen v.a. den Bereich der Bedeutungen, der „representation“ abdecken, die Differenz dieses Bereichs zur Realität thematisieren, was PlanerInnen und Architekten/Innen gemeinhin schwer fällt. Und dann sind wir nicht, wie z.B. die Volkskunde, an die Realpräsenz des Menschen in unseren Untersuchungsgegenständen gebunden, sondern können ganz im Bereich des Repräsentativen forschen. – Jetzt haben wir bereits einige Themen für das nächste Heft zur Architektur formuliert. Eliche der hier aufgeworfenen komplexen Fragestellungen sind in den Textbeiträgen dieses Hefts noch nicht angesprochen; wenn unsere Diskussion Anstöße zu ihrer weiteren Verfolgung geben kann, hat sie ihren Zweck erfüllt.